



Royal Rumors

TINA KÖPKE

BESTSELLER-
AUTORIN

HOW (NOT) TO FALL IN LOVE

ROMAN

reverie

TINA KÖPKE

Royal Rumors

HOW (NOT) TO FALL IN LOVE

ROMAN

reverie

1. Auflage 2026
Originalausgabe
© 2026 reverie in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH,
Valentinskamp 24, 20354 Hamburg
info@harpercollins.de
Gesetzt aus der Minion Pro
von GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung von CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7457-0573-7
www.reverie-verlag.de

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training
generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten.
Die Rechte der Urheberin und des Verlags bleiben davon unberührt.*

Liebe Leserinnen und Leser,

dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte.

Deshalb findet ihr am Romanende eine Themenübersicht,
die demzufolge Spoiler enthalten kann.

Wir wünschen euch das bestmögliche Leseerlebnis.
Passt auf euch auf.

Eure Tina und euer Team von reverie

Für meinen Mann.

*Zum Glück sind wir nicht so kompliziert wie
die Liebesgeschichten, die ich mir ausdenke.*

Kapitel 1

Benjamin

»Dieses Mal hast du den Bogen überspannt«, bemerkt Warren neben mir trocken. »Mutter wird dich umbringen, sobald sie das Chaos hier sieht. Und wenn sie es nicht tut, dann definitiv Vater.«

Ich traue mich kaum, ein Auge zu öffnen, versuche es aber trotzdem. Gleißend helles Sonnenlicht brennt sich direkt in meine oberste Netzhaut, als wollte es mich für meine Sünden vom Vorabend bestrafen. Ich kneife die Augen wieder zusammen und stöhne.

»Wie spät ist es?«, presse ich hervor und halte schützend den Arm über mein Gesicht. *Fuck*. Normalerweise komme ich mit einem leichten Kater davon, aber die Party der letzten Nacht war so heftig, dass mir jeden Moment der verdammte Schädel platzt.

Ich höre Warrens raues Lachen. Er macht sich über mich lustig, weil ich vermutlich aussehe wie ein Haufen Scheiße. Ich kann mir bereits lebhaft vorstellen, wie mein älterer Bruder in seinem maßgeschneiderten weißen Hemd, der schwarzen Anzughose und seinen polierten Oxfords neben meinem Sofa steht und auf mich herablickt.

»Willst du die Uhrzeit wissen oder wie viel Zeit dir noch bleibt, bis unsere Eltern eintreffen?«

Beim zweiten Versuch, die Augen zu öffnen, tut es nur minimal weniger weh. Dabei verlässt ein klägliches Laut meinen Mund, ähnlich dem eines sterbenden Tieres. Die Welt dreht sich um mich herum wie ein Kreisel, mein Magen will sich von innen nach außen

stülpen, und mein Körper fühlt sich an, als wäre ich einen Marathon auf Händen und Füßen gelaufen.

Kurzum: Ich bin heute wohl nur in meiner zweitbesten Form.

Ich halte mir eine Hand vor die Augen, um nicht wieder von der Sonne geblendet zu werden. So hoch, wie sie steht, muss es bereits mittags sein. Nur dann fällt sie in den jahrhundertealten Herrensalon von Amberley Hall, dem Landwohnsitz unserer Familie.

Ich strecke Zeige- und Mittelfinger in die Luft. »Das zweite.«

»Schätzungsweise sind es noch gut drei Stunden, bis sie dir die Hölle heiß machen.«

»Ich bin seit heute Nacht einundzwanzig. Sie können mir nichts mehr.«

»Rede dir das ruhig weiter ein, wenn es dir hilft. Wir wissen beide, dass sie uns noch mit neunzig wie ihre kleinen Kinder behandeln werden.«

Ich hasse es, dass er recht hat. Und das hat er für meinen Geschmack viel zu oft. Vor allem unsere Mutter wird ausflippen, aber nicht auf diese Böse-Eltern-Art. Sie neigt dazu, äußerst theatralisch zu sein und die winzigste Kleinigkeit so aufzubauschen, dass daraus ein handfestes Drama wird. Manchmal glaube ich, dass sie das einfach braucht, weil ihr Leben ohne diese kleinen Skandale viel zu langweilig wäre.

Bei der bloßen Vorstellung, was auf mich zukommt, wird mir direkt doppelt schwindelig, daher schaue ich zu Warren, um einen Punkt zu haben, auf den ich mich konzentrieren kann.

Mein Bruder und ich sind uns rein optisch gar nicht so unähnlich. Dunkle, dichte Haare, die wir von Vater geerbt haben, ein uns angeborener, arroganter Ausdruck im Blick – danke, Mutter –, und wenn man der Klatschpresse Glauben schenken darf, haben wir die ausgeprägte Kieferpartie von griechischen Götterstatuen. Außerdem sollen wir wohl der lebende feuchte Traum vieler junger Frauen sein, auch wenn ich gerade sicher herzlich wenig danach aussehe. Glücklicherweise gibt es diverse Instagram-Fanseiten, die beweisen, dass ich eigentlich halbwegs ansprechend auf die Damenwelt wirke. Wirklich.

Allerdings gibt es doch ein paar innere Unterschiede zwischen Warren und mir, die auf gerade einmal ein Jahr Altersdifferenz zurückzuführen sind. Ein einziges Jahr, das dafür sorgt, dass er eine absolute Spaßbremse ist und die geistige Reife eines Fünfzigjährigen an den Tag legt. Meistens zumindest.

Ich schätze, das passiert, wenn man der Erstgeborene ist und von Anfang an die Last des Familienerbes tragen muss. Er nimmt die Dinge oft ernster als ich, und ihn umgibt diese überreife, verantwortungsvolle Aura, weswegen die Menschen dazu neigen, ihm alles abzukaufen, was seinen Mund verlässt. Ich dagegen musste andauernd darum kämpfen, ernst genommen zu werden – bis ich es irgendwann aufgegeben habe, weil es viel lustiger ist, sein Leben in vollen Zügen zu genießen.

Warren meint, die Menschen erwarten das sowieso von mir, schließlich bin ich der Zweitgeborene, der Prinz Harry meiner Familie. Leute wie er und ich dürfen erheblich mehr anstellen und neigen dazu, es in aller Öffentlichkeit immer ein bisschen zu übertreiben.

»Du musst mir echt mal verraten, wieso du so fit bist. Hast du letzte Nacht nicht Wodka und Zitrone aus dem Bauchnabel irgend-eines Mädchens getrunken?«

»Das war Thomas, und der liegt hier auch noch irgendwo herum. Vielleicht draußen auf dem Rasen bei deinen anderen Gästen.« Na, wenigstens bin ich nicht der Einzige, der offenbar seine Grenzen erkannt und mit einem wahnsinnigen Lachen überschritten hat. »Ansonsten ein Tipp, kleiner Bruder: Wasser. Nach jedem Glas Alkohol trinkst du ein Glas Wasser.«

»Du bist so eine Schlaftablette geworden.«

»Mag sein. Dafür sehe ich aber nicht aus, als hätte mich Loch Ness ausgekotzt.« Ganz der Arsch, der er manchmal ist, wuschelt er mir durch das Haar und geht zu dem deckenhohen Fenster, durch das die Sonne reinfällt. Mit seiner steifen, geraden Haltung und den Händen in den Hosentaschen sieht er von hinten fast wie unser Vater aus, der allseits beliebte Duke of Amberley, entfernter Cousin des Königs. »Übrigens bin ich gespannt, wie du Mutter das mit dem Kronleuchter erklärst.«

»Dem Kronleuchter?«

Ich lege den Kopf in den Nacken und sehe zur Decke des Salons. Tatsächlich. Der Kristallkronleuchter, der neben dem großen Kamin eigentlich das Prunkstück des Raumes ist, hängt nicht mehr an seinem gewohnten Platz. »Das könnte ein Problem werden.«

Ein stechender Schmerz schießt wie ein Blitz durch meinen Kopf, als ich mich zu ruckartig aufrichte und damit meinen Puls hochtreibe. Vor meinem inneren Auge taucht ein Bild auf – eine Erinnerung an eine halb nackte Blondine, die es irgendwie geschafft hat, sich stockbesoffen an den Kronleuchter zu hängen, um daran herumzuschaukeln. Wir fanden das alle urkomisch, und zu dem Zeitpunkt war das wuchtige Ding definitiv noch an Ort und Stelle befestigt.

Ich will gerade aufstehen, als Warrens Stimme warnend durch das Pochen in meinen Schläfen dringt. »Pass mit den Glasscherben auf.«

Mein Blick wandert auf den Parkettboden, über dem meine nackten Füße schweben. Überall liegen Scherben von zerbrochenen Bier- und Weinflaschen herum. Hoffentlich war es nicht der gute Rotwein aus Mutters Keller. Falls ja, bringt sie mich gleich zweimal um, egal wie sehr ich davon überzeugt bin, insgeheim ihr Lieblingskind zu sein.

»Ganz ehrlich«, komme ich langsam zur Vernunft, »wie schlimm ist es?«

»Es ist *richtig* schlimm, Ben.« Warren klingt unfassbar müde, auch wenn man es ihm nicht ansieht. »Es war ungewohnt vorausschauend von dir, dem Personal für gestern Abend freizugeben und diskrete Dienstleister zu beauftragen. Hätten Mutter und Vater erfahren, was du hier veranstaltest, wären sie sofort nach Hause gekommen und hätten dich zur Adoption freigegeben.« Er zögert kurz. »Ich hoffe, die Party war es wert.«

Das war sie, ganz bestimmt. Man wird schließlich nur einmal einundzwanzig, und Amberley Hall ist wirklich keine Hundehütte. Es war allerdings auch so brechend voll wie noch nie zuvor. Deswegen haben wir irgendwann, wie mir gerade wieder klar wird, ein

paar der Möbel rausgestellt, um uns Platz zu schaffen. Mit einer Menge Whiskey und Wodka intus kam uns das sehr clever vor, aber das ist wohl das Gemeine am Alkohol: Man fühlt sich, als wäre man das schlaueste, zäheste Stück DNA, das je auf der Welt gewandelt ist.

Als ich endlich auf den Beinen bin, mache ich einen großen Bogen um die Scherben, während mein Kopf bei jeder noch so kleinen Bewegung von Schmerzen heimgesucht wird. Durch eines der offenen Fenster strömt kühle, feuchte Luft herein und trifft auf meine nackte Brust. Keine Ahnung, wann ich das schwarze Hemd aufgeknöpft habe, aber ich verschließe es ungeduldig und stopfe den Saum in den Bund meiner Stoffhose. Gott sei Dank habe ich die noch an. Was mit meinen Schuhen und den Socken passiert ist, will ich vorerst gar nicht wissen.

Der Duft nasser Erde steigt mir in die Nase. »Sag mal, riecht es für dich auch nach Regen?«, frage ich auf dem Weg zu Warren, der von seiner Position am Fenster kein Stück abrückt.

»Es würde mich wundern, wenn es das nicht täte. Immerhin hat es vor ein paar Stunden draußen noch ziemlich stark genieselt.«

»Scheiße.« Es klingt nicht so verzweifelt, wie es das angesichts meiner Lage tun sollte. Eher träge und lustlos. Mir fehlen mindestens vier Tassen Kaffee, um mir ernsthaft Gedanken um die möglichen Folgen der Party zu machen. »Die Möbel.«

»Ja, das könnte eines von vielen Problemen sein, die auf dich zukommen.«

Warren öffnet die Glastür neben dem Fenster, und zusammen treten wir auf die tiefe Terrasse mit der Steinsäulenbalustrade, von der in ein paar Metern Entfernung vier breite Stufen runter in den Garten führen. Unsere Familie hat Auszeichnungen für diese parkähnliche Gestaltung bekommen, und jetzt sieht es aus, als hätte jemand eine Luxusmöbelhausbombe darin gezündet. Überall liegt Zeug herum, das eindeutig *ins* Haus gehört.

Zuerst entdecke ich den Kronleuchter, dessen Kristall die Sonnenstrahlen in alle Himmelsrichtungen reflektiert und der Umgebung

etwas seltsam Magisches verleiht. Allerdings wird das unsere Eltern nicht darüber hinwegtrösten, dass mehrere alte Gemälde unserer Vorfahren nun eine Restaurierung benötigen. Oder dass eines von Dads geliebten Ledersofas umgekippt auf dem Rasen liegt und ein großes Loch in der Rückwand klappt. Drum herum sind jede Menge Flaschen verstreut, in denen sich Restalkohol mit Regenwasser vermischt hat, und es werden definitiv auch die letzten Schnapsleichen auffallen, die auf unserem Rasen ausnüchtern.

»Warum hast du mich nicht geweckt, als es anfang zu regnen?«

Warren stützt sich mit den Händen auf der Brüstung ab und wirft mir einen skeptischen Blick zu. Wie so oft trägt er den obersten Knopf am Hemdskragen offen und die Ärmel des Hemdes bis über die Ellenbogen hochgerollt, sodass er mitsamt seiner Mimik aussieht wie ein verdammter Christian-Grey-Verschnitt. »Wenn ich es mitbekommen hätte, hätte ich das mit Sicherheit getan. Aber glaubst du ernsthaft, du hättest in deinem Zustand noch irgendetwas davon retten können?«

Ich kaue auf meiner Unterlippe herum, während mein schwerfälliges Gehirn weiterhin darum kämpft, wieder rundzulaufen. »Nein, aber ich hätte mehr Zeit gehabt, meine Flucht zu planen.«

»Du kannst auswandern, wohin du willst. Sie finden dich trotzdem. Als Duke of Amberley kennt Vater eine ganze Menge Leute, und irgendwer ist immer bereit, dich auszuliefern.«

»Du weißt echt, wie man einem zum Tode verurteilten Mann Hoffnungen macht.«

Warren legt den Arm um meine Schultern und zieht sein Handy aus der Hosentasche. Er hat Instagram geöffnet und zeigt mir dort die schrecklichen Beweise.

»Wenigstens war deine Party so legendär, dass die ganze Everleigh University darüber redet. Sogar Royal Rumors ist begeistert davon, dank dir jede Menge neuen Stoff für ihren kleinen Schundblog bekommen zu haben.«

»Royal Rumors kann mich mal. Hinter diesem billigen Campus-schmierblatt verstecken sich nur irgendwelche anonymen Möchte-

gernjournalisten. Hilf mir lieber, einen Schlachtplan zu entwickeln, wie wir den Schaden minimieren können.«

»Welchen Schaden?«

Wir drehen uns um und entdecken Thomas Whitmore, einen unserer ältesten und engsten Freunde, hinter dem Sofa auftauchen, auf dem ich eben noch gelegen habe.

»Sieh dich um«, schlägt Warren ihm vor und deutet dabei großzügig durch den Salon. »Du wirst bestimmt nicht lange danach suchen müssen.«

»Oh Junge.« Thomas lacht ungläubig und fährt sich mit der Hand durch das dunkelblonde, ungewohnt chaotische Haar. Kein Wunder, dass er so gut gelaunt ist – an seinem Hals kleben Lippenstiftreste. Außerdem befindet er sich – im Gegensatz zu mir – nicht auf dem Weg zu seiner eigenen Hinrichtung. »Deine Eltern werden dich dafür so was von zum Militär schicken.«

Ich verziehe das Gesicht. »Was soll ich denn da?«

»Disziplin lernen. Gutes für dein Land tun.«

Ich gebe schlecht imitierte Schnarchgeräusche von mir und be-reue es sofort, als das Ziehen in meinem Kopf mich daran erinnert, dass Alkohol nicht mein bester Freund ist.

»Wir sollten lieber aufräumen«, fordere ich die beiden auf.

Da Thomas augenscheinlich außer seinem fehlenden Oberteil keinen Schaden von der letzten Nacht davongetragen hat, tut es mir nicht sonderlich leid, ihn in die Sache einzuspannen. Die Party kam ihm schließlich genauso gelegen wie Warren und mir. Mein Bruder tut nur gerne so, als wäre er rein zufällig vorbeigekommen.

Eines muss man nämlich über Warren wissen: Nicht ich bin das schwarze Schaf der Ashfords, sondern eigentlich er.

Zumindest war das damals so, vor ein paar Jahren. Als er sich nicht zu *der Einen* verpflichten lassen wollte und noch Spaß mit anderen Mädchen gehabt hatte. Mittlerweile weiß er vermutlich nicht einmal mehr, wie man das Wort *Spaß* buchstabiert. Dabei hat er mir all den Mist beigebracht, der mir bis heute ein unterhaltsames Leben beschert: wie man sich mit einer ganzen Schar Angestellter im Haus

hinausschleicht, ohne erwischt zu werden. Wie man eine ordentliche Party schmeißt und wen man dazu einlädt und wen besser nicht. Ausgerechnet von ihm habe ich gelernt, dass man Bier niemals nach Wein trinken sollte.

Es ist nicht so, dass Warren grundsätzlich verlernt hat, wie man feiert. Er lag letzte Nacht nicht in seinem Zimmer und hat Schäfchen gezählt, während meine Partygäste die Hütte auseinandergenommen haben. Er lässt sich nur eben nicht mehr so gehen wie früher. Er meidet die Eskalation, als wäre er allergisch dagegen. Es gibt keine Frauen, nur noch wenig Alkohol, und wenn es darum geht, irgendeinen Unfug anzustellen, hält er sich dezent zurück.

Ich nehme an, das hängt unter anderem damit zusammen, dass seine Rolle als zukünftiger Duke of Amberley stetig näher rückt. Ich beneide ihn nicht darum, egal wie viel Ärger mich später erwartet.

»Hier hilft nur noch abreißen.« Thomas leert die letzten Schlucke aus einer Wodkaflasche und verzieht angeekelt das Gesicht.

»Was ist los?« Warren verschränkt die Arme vor der Brust. »Zu warm für deinen Geschmack?«

»Nein«, er verschließt die Flasche wieder und wirft sie achtlos aufs Sofa, »war nur Wasser.«

Ich deute mit dem Daumen auf Warren. »Ihm hat das den Arsch gerettet, aber warum du so fit bist, ist mir schleierhaft.«

»Alles Übung.« Er kommt um das Sofa herum, und zu meiner persönlichen Überraschung fehlt ihm nicht nur das Oberteil, sondern auch seine Boxershorts. Meinen Blick bemerkend, sieht er an sich herunter. »Oh, ich schätze, ich habe beim Strippoker verloren.«

»Ah«, stoße ich aus. »Jetzt weiß ich wieder, was mit meinen Schuhen und Socken passiert ist.«

Warren schüttelt neben mir den Kopf. »Lasst uns eure Sachen suchen und dann die letzten Überlebenden rauswerfen. Wir müssen unsere Eltern nicht auch noch mit zu vielen nackten Tatsachen konfrontieren.«

Kapitel 2

Natalie

»Sieht sie her?«

So unauffällig wie möglich strecke ich den Hals und versuche, an Gregory vorbeizuschauen. »Hm«, brumme ich nachdenklich, »ich glaube nicht.«

»So eine Scheiße.«

Seine Ausdrucksweise entlockt mir ein Schmunzeln. Typen wie Gregory sagt man nach, dass sie ihre Manieren mit der Muttermilch eingeflößt bekommen haben. Dass sie bereits als Kinder zu kleinen Gentlemen erzogen werden und daher wissen, wie man sich in einem französischen Sternerestaurant zu benehmen hat: Möglichst ein bisschen herablassend zum Personal, was sie ihrem Date als falsches Selbstbewusstsein verkaufen, dazu eine Prise Großspurigkeit, was das familiäre Vermögen angeht, und geredet wird nur so laut, dass höchstens der Nachbartisch die eigene Angeberei mitbekommt. Außerdem flucht man nicht unschicklich in der Gegenwart einer Dame.

Gregory ist anders. Er ist freundlich, ein wenig schüchtern sogar, in seinen Reaktionen manchmal etwas exzentrisch und dadurch trotz der leichten Introvertiertheit auffällig. Außerdem ist er hochgradig besessen von Maddy, seiner Ex-Freundin, die nur ein paar Tische von uns entfernt sitzt und vor einer Woche mit ihm aus heiterem Himmel Schluss gemacht hat. Sie ist der Grund, wieso ich hier mit ihm zu Mittag esse, anstatt wie alle anderen das Ende des Semesters zu genießen.

»Bleib locker. Sie hat schon sehr oft zu uns rübergeguckt, und wenn ich ihr Date richtig einschätze, wird er es gar nicht lustig finden, ihre Aufmerksamkeit mit uns zu teilen.« Ich sehe noch einmal flüchtig zu Maddy, ehe ich meine Hand nach Gregorys ausstrecke und sie mitten auf dem Tisch, für jedermann gut sichtbar, umschließe. »Sie ist neugierig.«

Mag sein, dass Maddy nicht permanent zu uns schaut, aber trotzdem ist *neugierig* die Untertreibung des Jahrhunderts. Denn wenn sie uns beobachtet, bohrt ihr misstrauischer Blick mir regelrecht ein Loch in die Stirn. Da sie nicht wie Gregory und ich die Everleigh University besucht, wird sie sich bestimmt fragen, wer ich bin und was jemand wie er ausgerechnet von jemandem wie mir will. Mädchen wie sie tun das immer, da sie mit ihrem makellosen Teint, ihren perfekt sitzenden Haaren und ihrer Haute-Couture-Kleidung auf einem hohen Ross daherkommen.

Ich behaupte das übrigens nicht, weil ich in irgendeiner Form frauenfeindlich bin, sondern weil ich Mädchen wie Maddy ziemlich gut kenne. Vor gut zwei Jahren war ich leider selber mal ein bisschen so wie sie. Reich, hübsch, und mein Hintern saß ebenfalls auf einem unangenehm hohen Ross. Sosehr ich es also liebe, wenn Frauen sich gegenseitig unterstützen, so wenig schrecke ich auch davor zurück, blöde Ziegen wie sie als solche zu entlarven. Und so, wie sie mit Gregory in ihrer Beziehung umgegangen ist, fällt sie ganz eindeutig in diese Kategorie, so leid mir das tut. Er ist ein menschliches Wesen mit Gefühlen und hat es nicht verdient, wie der Dreck unter ihren Louboutins behandelt zu werden, nur weil ihr jemand über den Weg läuft, der lukrativer für ihre Zukunft ist.

Außerdem bin ich mir ziemlich sicher, dass die gute Maddy mich längst in die Schublade der Goldgräberin gesteckt hat. Gregory ist nicht das, was man ein Calvin-Klein-Model nennen würde, aber er ist durch seine Familie äußerst vermögend. Wenn sich also eine halbwegs attraktive Frau wie ich – ich nehme an, als solche sieht Maddy mich mit meinen blonden Haaren und meinen großen Brüsten – mit einem Typen wie ihm trifft, den sie vermutlich eher in

die Kategorie *gutgläubiger Loser* stecken würde, kann das in ihrem eingeschränkten Weltbild nur einen Grund haben.

Allerdings muss ich gestehen, dass mich sein Geld tatsächlich hergebracht hat.

Ich mache das hier nicht aus reiner Nächstenliebe. Aber ich kann zumindest behaupten, dass ich mich in seiner Gegenwart wohlfühle. Würden wir im Leben ansatzweise in denselben Kreisen verkehren, wäre er jemand, mit dem ich vielleicht keine romantische Beziehung eingehen würde, aber womöglich eine sehr gute Freundschaft.

»Ich kann nur daran denken, dass sie da mit diesem Typen sitzt. Weißt du, was Connors Dad im Jahr verdient?« Nein, aber wenn es einen millionenschweren Gregory Pelham besorgt, dann muss es verdammt viel sein. »Der hat sich kürzlich eine Megayacht in Monaco gekauft. Einfach so, ohne mit der Wimper zu zucken.«

»Schön für ihn. Ich hoffe, er trägt Sonnencreme, wenn er sich auf dem Deck in der Hitze aalt.« Ich lächle so verliebt, wie ich nur kann, um das gewünschte Außenbild von Gregory und mir aufrechtzuerhalten. Dabei streichle ich mit dem Daumen sanft über seinen Handrücken. »Du solltest nur nicht vergessen, dass es das Geld von seinem Daddy ist. Connor selbst hat es in seinem Leben noch zu nichts gebracht, außer der Bierpong-König von Everleigh zu werden, was meiner Meinung nach kein allzu rühmliches Amt ist. Wenn Maddy klug ist, geht sie bei ihrer Partnerwahl nicht danach, wer das größere Portemonnaie hat. Sie sollte sich lieber ihr eigenes Geld verdienen.«

»Sie möchte mal Schmuckdesignerin werden.«

Ich verkneife mir den ersten zynischen Gedanken, der mir in den Sinn kommt. Schöner Schmuck ist schließlich auch wichtig, und irgendwer muss den ja gestalten.

»Aber ich glaube, sie will vor allem eine Ehefrau sein«, schiebt Gregory hinterher und klingt dabei, als würde ihn das insgeheim enttäuschen.

»Und das findest du nicht so gut?«

Er zuckt die Schultern und sieht auf meine Hand, die nach wie vor seine tätschelt. Sein Ausdruck wird ganz weich, und ich hoffe

ernsthaft, er behält im Hinterkopf, dass das hier nicht echt ist. »Es wäre mir egal, was sie macht, solange sie nicht mit mir zusammen ist, weil ich sie aushalte.«

»Wieso willst du sie dann überhaupt zurückgewinnen?«, hake ich vorsichtig nach.

Theoretisch sollte mir egal sein, ob sein Plan am Ende unserer Verabredung aufgeht, aber es ist, als hätte ich in Gregory einen Bruder gefunden, den ich beschützen möchte.

Oder einen Hundewelpen. Ja, er ist mehr wie ein knuffiger kleiner Hundewelpen mit einem zu großen Appetit auf Avocados, die bekanntermaßen giftig für Hunde sind. Maddy ist Gregorys Avocado.

»Weil ich sie liebe.«

Ich seufze leise. Es ist die traurigste Liebesgeschichte der Welt. Nerd-Junge liebt Supermodelmädchen. Nerd-Junge ist (noch) nicht reich genug für ihren Geschmack, also sucht sich Supermodelmädchen den nächsten Mr. Right, dessen Vater eine Megayacht in Monaco besitzt, und bricht damit Nerd-Junge das Herz. Und angesichts der Tatsache, dass er auf die Empfehlung eines Bekannten gehört und mich gebucht hat, ist anzunehmen, dass er noch nicht verstanden hat, dass diese Geschichte wohl nicht zu seinen Gunsten ausgehen wird.

Ich wünschte mir wirklich, Gregory würde erkennen, dass er auf dem falschen Pfad ist, aber den Weg der Erleuchtung muss er allein beschreiten, genauso wie alle anderen vor ihm. Meine Aufgabe ist es, ihn heute Abend gut aussehen zu lassen, und dafür braucht es noch ein bisschen mehr Aufmerksamkeit.

Aus dem Nichts heraus fange ich lauthals an zu lachen. So richtig peinlich auffällig, sodass man schon ein Problem mit den Ohren haben muss, um mich nicht zu bemerken. Dabei schlage ich Gregory sanft auf jene Hand, die ich eben noch gestreichelt habe. »Gregory Pelham, du Verrückter.« Beinahe fange ich wirklich an zu lachen, als ich seinen verwirrten Ausdruck bemerke.

Ich beende mein Schauspiel mit einem verlegenen Kichern und tupfe mir dann mit der Serviette zaghaft über den Mund. Eine Spur von rotem Lippenstift zeichnet sich auf dem schneeweißen Stoff ab.

Gregory beugt sich mir über den Tisch entgegen. »Was war das denn?«, fragt er so leise, dass selbst ich ihn kaum noch verstehe. Seine Wangen leuchten feuerrot.

»Das«, ich spüre meinen Mundwinkel ganz von allein nach oben wandern, »war etwas, um Maddys Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Jetzt fragt sie sich erst recht, was zwischen uns läuft.«

»Beobachtet sie uns wieder?«

Ich hebe das polierte Messer vor mein Gesicht, um augenscheinlich meinen Lippenstift zu überprüfen. »Sag du es mir.«

Gregorys Augen verengen sich leicht, als er sich auf die Reflexion konzentriert, ehe sie sich überrascht weiten. Er sieht, was ich nicht sehen kann, ohne mich wieder auffällig zu strecken: Maddy, die sich auf der anderen Seite der Klinge spiegelt und mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit zu uns schaut.

»Du bist eine Meisterin.«

Ich grinse und schiebe mir in gekünstelter Eitelkeit meine langen blonden Haare von einer Schulter auf die andere. »Deswegen hast du mich engagiert.«

Gregory schnaubt und zeigt dabei zwei süße Grübchen, die sich in seine blassen Wangen graben. Mit seinem hohen karottenfarbenen Haaransatz, den dazu passenden Sommersprossen und dem hageren, lang gezogenen Gesicht ist er nicht mein Typ, doch er strahlt etwas aus, was es leicht macht, sich in seiner Nähe wohlfühlen. Maddy hat ihn nicht verdient, aber man kann sich bekanntlich nicht aussuchen, in wen man sich verliebt.

Mein Date nippt an seinem Glas Rotwein. »Natalie, darf ich dich mal was fragen?«

»Klar. Konversation ist gut. So sehen wir nicht aus, als würden wir uns miteinander langweilen.«

»Auch wahr. Also ... na ja ... jemand wie du ...« Er hält kurz inne und scheint sich zu sortieren, vermutlich um mich nicht mit seinen Worten zu kränken. »Wieso tust du das, was du tust?«

Ich zwingen mich dazu, die unbekümmerte Miene aufrechtzuhalten. In der Welt, in der Gregory und ich uns bewegen, sollte

man stets zurückhaltend mit seinem echten Gefühlsleben umgehen. Nicht, dass ich ihm misstrauere, aber wenn ich in den letzten zwei Jahren etwas über Männer gelernt habe, dann, dass Vorsicht *immer* besser ist als die verdammte Nachsicht.

»Du weißt, dass ich Business Administration studiere, oder?« Er nickt. »Nun, das hier ist mein Business. Meine Übung für später. Ich vermiete mich als Fake-Freundin, weil es sich lohnt und mir Spaß macht. Ich lerne neue Leute und damit potenzielle Geschäftskontakte kennen, erlebe coole Sachen und werde dafür auch noch bezahlt. Das ist nicht romantisch, aber wie du eben schon festgestellt hast, bin ich sehr gut darin.«

Gregory lächelt verklemmt, was eine von zwei Reaktionen ist, die ich für gewöhnlich auf die Erklärung meiner Dienstleistung bekomme. Ich gehe jede Wette ein, dass er mich gleich fragen wird, ob das nicht mit einer gewissen Form von Prostitution gleichzusetzen sei. Das tun sie alle im Laufe eines Dates.

»Ich könnte das nicht«, sagt er und dreht den Stiel seines Weinglases zwischen Daumen und Zeigefinger. »Hast du nicht Angst, dass jemand denkt ... ich meine ... *du weißt schon*.«

Ich schätze seine Schüchternheit sehr. Manche, mit denen ich ausgegangen bin, besaßen nicht so viel Anstand und Respekt, um meine Gefühle schützen zu wollen.

»Mir ist egal, was andere über mich denken. Ich brauche das Geld, und ich habe klare Regeln. Solange ich mich an diese halte, kann mir niemand etwas vorwerfen, das nicht der Wahrheit entspricht.«

Bevor das Gespräch sich vertiefen kann, bringt der Kellner uns unsere Bestellungen: Ich bekomme – widerwillig – einen Salat und Gregory herrlich würzig duftendes Coq au Vin. Mir wäre ein dicker Burger jetzt lieber, aber dann würden wir alle Blicke für meine ungewöhnliche Wahl auf uns ziehen und nicht, weil wir so ein süßes Paar abgeben.

Auch das gehört zu meinem Job als Fake Date: Beim Betreten eines Restaurants, das ich noch nicht kenne, mache ich mir stets ein Bild davon, was auf den Tischen der anderen Gäste serviert wird.

Gregorys und meine Chemie soll im Fokus stehen, nicht meine für das Lokal untypische Essensbestellung. Sogar die verdammte Maddy hat sich einen Salat bestellt, und so gerne ich eher Bœuf Bourguignon oder wenigstens eine Quiche genommen hätte ... es geht nicht. Keine der anwesenden Frauen kommt ihren kulinarischen Gelüsten nach, egal wie gut es hier riecht.

Als der Kellner gegangen ist und wir nach unserem Besteck greifen, bemerke ich, wie Gregory mich verstohlen mustert.

»Was ist?«

»Ich versuche herauszufinden, was für Zukunftspläne man haben muss, um sich als falsche Freundin zu vermieten.«

»Dann solltest du mich das fragen, anstatt mich wie ein Tier im Zoo anzustarren.«

Er läuft wieder bis zu den Ohrenspitzen rot an. »Tut mir leid.«

»Ach was. Ich finde es charmant, dass du sowohl neugierig als auch respektvoll-zurückhaltend bist.«

»Du wirfst einfach viele Fragen auf, und es liegt als angehender Wissenschaftler in meiner Natur, sie lösen zu wollen. Allerdings muss man dabei ja kein Arschloch sein.«

Ich schmunzle. »Bitte sag das mal meinen anderen Dates. Aber vielleicht kann ich dir helfen, ein paar meiner geheimnisvollen Rätsel zu lösen. Frag mich, was dich interessiert. Bis wir mit dem Hauptgang und dem Nachtisch durch sind, haben wir noch viel Zeit.«

Er nickt energisch, mehr zu sich selbst als zu mir. »Dann ... was machst du mit dem Geld? Wofür brauchst du es?«

»Zum einen spare ich, um ein Geschäft aufzubauen. Ein richtiges, ernst zu nehmendes, nicht so was wie meinen Dating-Service.« Das ist nicht einmal gelogen. Nur geht es im Großen und Ganzen nicht um *meinen* Geschäftsraum, sondern um den meiner Mutter. Um meine eigenen Pläne kann ich mich später kümmern. »Zum anderen liebe ich schöne Sachen, und die sind leider oft ziemlich teuer.«

»Und was ist mit dem Studium? Es klingt nicht so, als hättest du das Glück, so reiche Eltern wie wir anderen zu haben.«

Ich hasse es, wenn das Thema auf meine Familie fällt, aber ich bin selbst schuld. Ich habe ihm einen Freifahrtschein für seine Fragen gegeben, und es ist nur logisch, dass er die Gelegenheit nutzt. »Ich bin eine Erbin. Meine Großeltern haben mir genug hinterlassen, damit ich es mir leisten kann, an der Everleigh zu studieren.« Wieder die Wahrheit, nur fehlen noch ein paar Puzzlestücke. Etwa mein Vater, der im Knast sitzt, weil er – abgesehen von meinem Erbe – unser Familienvermögen mit der Hoffnung auf mehr verspekuliert hat, weswegen meine Mutter und ich jetzt nichts mehr haben, worauf wir so richtig aufbauen können. Aber das erzählt man keinem Fake Date.

Himmel, das erzählt man gar keinem Date.

So bin ich bisher am besten gefahren, und die, die meinen Namen googeln, wissen sowieso, welche Päckchen ich mitbringe. Mein gutes Aussehen, die Tatsache, dass meine Großeltern anerkannte Mitglieder der Oberschicht waren und dass ich an der Everleigh University Wirtschaft studiere, sorgen dafür, dass ich für meine Klienten attraktiv genug bleibe, um gebucht zu werden – egal, was meine gesellschaftliche Reputation behauptet.

»Es ist absurd, oder? Also die Gebühren. Mir hätte auch irgendeine andere, normale Universität gereicht.«

»Weil du es mit deinem Hintergrund gar nicht nötig hast, die Everleigh zu besuchen. Du genießt das Privileg, mit deinem Familiennamen und deinen Beziehungen jederzeit in irgendeiner Firma anfangen und direkt eine höhere Position bekleiden zu können. Ob mit oder ohne Studienabschluss, deine Zukunft ist gesichert. Aber ein bisschen Prestige schadet selbst deinem Lebenslauf nicht – und du kannst hier wunderbar Kontakte schließen und von den Besten der Besten lernen.«

Zwischen Oxford und Cambridge gelegen, könnte man meinen, dass die Everleigh so was wie die kleine Schwester der englischen Eliteuniversitäten ist – mit dem Unterschied, dass hier junge Erwachsene herkommen, die uralte Adelstitel ihr Eigen nennen dürfen. Oder sie besitzen Eltern, die ganze Unternehmensimperien leiten

und diese später an sie weitervererben. Sogar berühmte Hollywoodschauspieler, Musiker und Künstler schicken ihre Kinder hierher, denn weltweit gibt es keine Einrichtung, die so exklusiv ist wie die Everleigh. Nur wer von Hause aus das nötige Kleingeld, den richtigen Namen und als Bonus einen Sicherheitsstatus mitbringt, kann hierherkommen, weswegen die Zahl der Studierenden deutlich geringer ausfällt als an den größeren Universitäten. Die Studentenschaft ist dermaßen elitär, dass es ein verhältnismäßig großes Aufkommen an Sicherheitspersonal, gleich zwei Mensen mit mehreren Sterneköchen und Professoren und Professorinnen gibt, die nirgends anders in der Welt unterrichten würden als hier, denn keine andere Uni ist so großzügig mit der Förderung wissenschaftlicher Projekte wie diese.

Wenn ich also die Wahl habe, hier oder woanders zu studieren, dann wäre ich schön blöd, wenn ich nicht die Everleigh wählen würde.

Und beinahe hätte ich das auch nicht getan. Hätte meine Mutter nicht darauf bestanden, würde ich jetzt hinter irgendeiner Supermarktkasse in London stehen und mich fragen, was hätte sein können. Dennoch ist es manchmal schade um all das Geld. Anderweitig wäre es ebenfalls gut angelegt gewesen, aber mit meinem kleinen Business versuche ich, es wiedergutzumachen und Mum dabei zu helfen, ihren Traum von einem eigenen, hochkarätigen Ballettstudio in London zu verwirklichen.

»Da hast du recht.« Gregory stochert so gedankenverloren in seinem Coq au Vin herum, dass ich Mitleid mit dem Essen bekomme. Es riecht so gut, dass es für seine Existenz angehimmelt und nicht so lieblos behandelt werden sollte. »Darf ich noch eine letzte Frage dazu stellen? Ich habe zwar ein ganzes Dutzend, aber ich will dich wirklich nicht so aushorchen.«

Ich deute ihm mit einem Handwink an fortzufahren, während ich wenig motiviert ein Stück Tomate und Salat mit der Gabel aufspieße. Wenn das Date rum ist, werde ich mir irgendwo definitiv einen Burger besorgen. Oder Fish & Chips. Und ein großes Bier. Um diese

Uhrzeit an einem Samstagmittag sollte ich in allen Pubs und Bars, die Everleigh als Studentenstadt zu bieten hat, mit Sicherheit ein freies Plätzchen finden.

»Was war das ungewöhnlichste Fake Date, das du je hattest?«

»Hm.« Das ungewöhnlichste Fake Date ... »Keine Ahnung. Es gibt ein paar, die ein bisschen komisch waren. Das hier ist zum Beispiel ziemlich durchschnittlich. Viele wollen eine Ex eifersüchtig machen oder sie daran erinnern, was sie verloren hat. Ansonsten musste ich schon Eltern und Großmütter beeindrucken oder Gerüchten entgegenwirken. Manchmal bin ich auch nur eine Begleitung, damit sich jemand nicht allein auf einer Veranstaltung langweilen muss. Ein Kerl wollte mal mit mir ausgehen, um das Ausgehen an sich zu üben, ehe er diejenige fragt, in die er verliebt ist. Ein anderer wollte, dass ich ihn auf die Beerdigung seiner Tante begleite, weil er jemanden brauchte, der ihn tröstet.«

»Und sind das alles so Normalos wie ich oder auch ... Berühmtheiten?«

»Du bist bestimmt kein Normalo, Gregory. Dein Dad besitzt mehrere Inseln und hat angesichts dessen, was du mir zahlst, genug Geld, damit du dich deutlich von einem normalsterblichen Zweiundzwanzigjährigen abhebst.«

Mit der Gabel tunke ich ein Stück Hähnchenstreifen in das Honig-Senf-Dressing, das in homöopathischen Dosen über meinem Salat verteilt wurde. Ein Joghurtdressing wäre mir lieber gewesen, aber dafür hätte ich dem Kellner sagen müssen, dass ich eine laktosefreie Variante haben möchte – und dann hätte ich ihm auch noch vertrauen müssen, dass er die Bitte dem Koch wirklich so weiterleitet und der sich daran hält. Das ist für meinen Geschmack ein bisschen zu viel Vertrauen in mir fremde Menschen.

»Aber nein«, komme ich auf seine ursprüngliche Frage zurück. »Ich meide Date-Partner, die irgendwie im Rampenlicht stehen. Meine Dienstleistung funktioniert nur, weil nicht alle Welt weiß, dass ich sie anbiete. Deswegen ist mein einziges Werbemittel die gute, alte Mundpropaganda, die inzwischen über Everleigh hinaus

bis nach London reicht. Irgendwer kennt schließlich immer irgendwen. Doch je bekannter das Gesicht eines Typen ist, desto größer ist das Risiko, dass das Treffen publik wird. Solange alles im kleinen Rahmen bleibt, habe ich für die meisten einfach nur ein angeregtes Dating-Leben.«

Gregory grinst und wirkt dabei zum ersten Mal an diesem Abend ein bisschen lockerer. »Dann solltest du wirklich die Finger von Politikern und Adeligen lassen.«

Ich lächle verschwörerisch. »Lieber laufe ich nackt durch den Pub Quarter, als mit jemandem auszugehen, der bereits im Royal Rumors erwähnt wurde.«

Royal Rumors

An der Everleigh University sind die letzten Prüfungen des Semesters geschrieben, und während die Studierenden auf ihre Ergebnisse warten, hat der bei uns allseits beliebte Lord Benjamin Ashford auf Amberley Hall in seinen einundzwanzigsten Geburtstag hineingefeiert. Royal Rumors war selbstverständlich vor Ort, um sich den Tanz auf dem Vulkan anzusehen. Wenn in den vergangenen Jahrzehnten nämlich auf etwas Verlass war, dann darauf, dass ein Ashford die heißeste Saison des Jahres einläutet.

Unterstützt wurde der zweite Sohn des Duke of Amberley von seinem Bruder Lord Warren Ashford – stets so kühl wie der Nordpol – und dem Sohn von Baron Whitmore, Mr. Thomas Whitmore. Letzterer verlor haushoch beim Strippoker und zeigte nicht nur, was ein Mann seines Standes unter seinem weißen Hemd zu bieten hat, sondern verführte auch Miss Julia Queen dazu, sich alkoholische Getränke vom Körper schlürfen zu lassen. Kurz danach verschwanden beide in einer Abstellkammer und kamen erst eine geschlagene halbe Stunde später wieder heraus.

Wenngleich Stil und Klasse keine geladenen Gäste waren, lässt sich doch eines jetzt schon mit Sicherheit sagen: Wenn der bevorstehende Sommer so wild wird wie diese Geburtstagsfeier, dann werden wir hoffentlich nicht vor Langeweile umkommen.

Kapitel 3

Benjamin

Es stimmt, was man sagt: Sobald man vor dem elterlichen Tribunal sitzt, verwandelt man sich in ihren Augen schlagartig in ein Kleinkind zurück. Da ist es egal, dass ich ganz legal ein Fahrzeug führen und mich in jedem x-beliebigen Pub betrinken kann, bis ich sternhagelvoll bin. Sobald ich Mist gebaut habe, bin ich fällig.

»Was haben wir nur falsch gemacht?«, fragt meine Mutter bereits zum siebten Mal. Sie stemmt eine Hand in die Taille und presst sich die andere an die Stirn. Dunkelbraune Locken kringeln sich um ihr ovales Gesicht mit den geröteten Wangen, während ihr Blick mehrmals hektisch durch den Herrensalon wandert. Sie glaubt, das Schlimmste bereits gesehen zu haben, aber – wie ich inzwischen feststellen durfte – ist das hier nur die Spitze des Katastropheneisberges. »Habe ich dich nicht lang genug gestillt?«

»Mutter, bitte.« Bilder von ihr, wie sie mich stillt, kann ich gerade echt nicht gebrauchen. Ich kämpfe auch so schon seit Stunden gegen die alkoholbedingte Übelkeit an.

»Sprich nicht in diesem Ton mit mir«, fährt sie mich an.

»Aber du bist meine Mutter.«

»Erinnere mich nicht daran.« Sie seufzt schwermütig und sieht zu Vater, der schweigsamer als sonst am Kamin steht und bereits den zweiten Brandy trinkt. »Richard, nun sag doch bitte auch mal etwas.«

»Was soll ich denn dazu sagen?« Er nippt an seinem Glas und schaut von Mutter zu Warren und erst dann zu mir – die gebüh-

rende Reihenfolge. »Wenn ich mir das so ansehe, bin ich überrascht, dass das Haus überhaupt noch steht.«

Er ist neuerdings der Optimist der Familie.

Warren, der auf der anderen Seite des Kamins steht, unterdrückt sichtlich ein Lachen, um unsere Eltern nicht noch wütender zu machen. Denn Vaters augenscheinliche Gelassenheit ist ein Trugschluss. Je stiller er wird, desto näher kommen wir dem Punkt, an dem er vermutlich jede Sekunde hochgeht. Die Ruhe vor dem Sturm, sozusagen.

»Benjamin, ich ...« Mutter unterbricht sich und holt tief Luft. Ihre stahlblauen Augen, die wir von ihr geerbt haben, wirken fast unnatürlich hell. Sie steht eindeutig kurz davor zu weinen, und ich hasse es, der Grund dafür zu sein. »Ich weiß einfach nicht mehr, was wir mit dir anstellen sollen.«

»Es tut mir leid«, ist alles, was ich hervorbringe. Es ist lahm und wenig hilfreich. Nach zwei Aspirin und einer Flasche Wasser hat der Kater endlich etwas nachgelassen, und allmählich wird mir klar, dass ich es womöglich wirklich übertrieben habe. Auch mit viel gutem Willen konnten Warren, Thomas und ich den angerichteten Schaden kaum beheben. Und selbst wenn – die Fotos der Party geistern bereits durch die Onlineklatschseiten.

»Wie oft noch?« Mutter streicht sich eine ihr lästige Strähne aus dem Gesicht. Nach dem Stadium der Verzweiflung ist sie nun bei der Wut angekommen. Was mir ganz recht ist – ich sehe sie lieber wütend als verletzt und enttäuscht. »Du bist ein erwachsener junger Mann und benimmst dich nach wie vor, als wärst du ein wilder Teenager. Wie oft werden wir uns noch für dich und dein Verhalten in der Öffentlichkeit rechtfertigen müssen?«

»Niemand zwingt euch dazu«, entfährt es mir. »Außerdem werdet ihr mittlerweile nicht einmal mehr nach Statements zu meinem Verhalten gefragt, weil ihr die eh immer unkommentiert lasst. Ignoriert doch einfach, was diese Scheißblätter schreiben.«

»Wortwahl«, tadelt Mutter mich so streng wie seit dem Tag meiner Geburt. »Und diese Familie hat einen Ruf zu verlieren, den du

in aller Regelmäßigkeit mit Füßen trittst. Irgendwann ist einfach Schluss. Du kannst nicht ewig so weitermachen.«

Ich sollte die Klappe halten und den Sturm über mich hinwegziehen lassen. Das war einer der Ratschläge, die mir Warren schon vor Jahren mitgegeben hat. Für ihn hat das super funktioniert, für mich dagegen ... Ich bin nicht wie er. Die Direktverbindung zwischen meinem Verstand und meinem Mund ist seit jeher ein bisschen gestört.

»Und?« Ich stehe von dem Sofa, das wir mühevoll wieder ins Haus geschleppt haben und in dessen Rückwand das riesige Loch klafft, auf. »Was soll nun passieren? Kriege ich Hausarrest? Nimmst du mir zur Strafe meine Kuscheltiere weg?«

Ich grinse, und es ist so absolut dämlich von mir, ich weiß, aber ich kann nicht anders. Ich bin einundzwanzig, und ich bin es leid, mir nach wie vor Standpauken anhören zu müssen. Es ist nicht meine Schuld, dass meine Möglichkeiten, mich zu amüsieren, begrenzt sind, weil in jeder verdammten Stadt irgendwelche Paparazzi nur darauf warten, dass ich betrunken aus einem Club stolpere und mich mit ihnen prügeln. Alles, was Warren und ich tun, landet sofort in der Presse. Ich sollte feiern und Fehler machen und mich am nächsten Tag ganz entspannt elendig fühlen dürfen, ohne dass meine Eltern es sofort mitbekommen. Dass ich der jüngste Sohn eines Dukes bin, sollte nicht mein Leben bestimmen. Dafür gibt es den Erstgeborenen, und Warren füllt diese Rolle doch bestens aus.

Mutter hebt drohend den Zeigefinger. »Provoziere mich nicht.«

»Ich will dich nicht provozieren, und ich sagte bereits, dass es mir leidtut.« Man kann mir nicht vorwerfen, ich hätte es nicht mit Diplomatie versucht. »Aber ich werde mich zukünftig bestimmt nicht an die Leine legen lassen, aus Angst, dass irgendwelche Fotografen oder Pseudojournalisten über meine Partys berichten. Ich habe mir diesen ganzen Adelsmist nicht gewünscht, genauso wenig wie Warren.«

»Halt mich bitte da raus, kleiner Bruder.«

Ich werfe ihm einen finsternen Blick zu und schiebe meine Hände in die Hosentaschen. »Danke für deine Unterstützung.«

»Jederzeit gerne.«

Ich liebe meinen Bruder. Wirklich. Ich würde für ihn einen Mord begehen, aber manchmal ist er einfach ein wenig hilfreiches Arschloch.

»*Adelsmist*, ja?« Vater stellt seinen Drink auf dem Kaminsims ab und positioniert sich neben Mutter. »Der Titel des Dukes ermöglicht dir alles, mein Sohn. Alles. Ohne ihn hättest du vermutlich weder die Zeit noch das Geld, um andauernd irgendwelche Partys zu veranstalten. Es kann eine große Bürde sein, das gebe ich gerne zu, aber dadurch führst du ein Leben, von dem andere nur träumen können.«

Die alte Leier wieder. Und ja, es stimmt, aber gibt es in dieser Familie gar keine besseren Argumente mehr? Irgendetwas Überzeugenderes als das ewige *sei dankbar für das, was andere nie haben werden*? Was ist mit dem, was andere haben und ich mit allem Geld der Welt nicht kaufen kann – Freiheit? Privatsphäre?

»Das Leben im goldenen Käfig ist *kein* Traum. Es könnte schlimmer sein, aber es ist auch nicht so toll, wie du es darstellst.«

Vater kneift die Augen zusammen. Ich verstehe nicht so ganz, wieso alle so ausflippen. Klar, Amberley Hall könnte nach letzter Nacht ein bisschen Ordnung vertragen, aber wir sind reich. Sehr, sehr reich. So reich, dass wir verdammt große, echte Kristallkronleuchten in nahezu jedem Raum hängen haben. Meine Eltern tun so, als würde es uns irgendwie wehtun, die Schäden der letzten Nacht zu ersetzen.

Diese Familie hat einen Ruf zu verlieren.

Es geht andauernd nur darum. Sie haben sich so sehr an ihre Rollen gewöhnt, dass es ihnen gar nicht mehr auffällt, dass ihr Leben zwischen Gartenpartys, Bällen und Teezeiten in etwa so aufregend ist wie das eines Faultieres.

»Du glaubst also, du bist in einem goldenen Käfig gefangen?« Vater verschränkt die Arme vor der Brust, sodass sich sein hellbraunes Hemd über den Schultern spannt. Er ist fast fünfzig, aber außer an seinen Haaren, die bereits nahezu komplett weiß sind, und ein

paar kleineren Fältchen um die grünen Augen herum erkennt man das kaum. »Dann sollten wir dich vielleicht einfach fliegen lassen.«

»Fliegen lassen?« Mutter sieht ihn aus geweiteten Augen an.
»Richard, wovon redest du da?«

»Wenn er sich so sehr über den Titel ärgert, sollten wir ihn davon befreien.«

Mein Herz macht einen freudigen Satz nach vorne. »Liebend gern.«

Vaters Mundwinkel zuckt und mir wird plötzlich klar, dass das keine Win-win-Situation für mich ist. »Dir wird die Freude vergehen, wenn du für deine Ausgaben selber aufkommen musst.«

»Meine ... was?«

Warren zieht scharf die Luft ein. »Vater will dir den Zugang zu den Konten sperren.«

»Halt, Moment mal.« Ich steige kräftig auf die unsichtbare Bremse. Bis jetzt war das alles nettes Geplänkel, aber das? »Ist das nicht ein bisschen übertrieben?«

»Übertrieben ist es, dass ein junger Mann in deinem Alter seiner Mutter noch solchen Kummer bereitet. Du musst endlich erwachsen werden und dein Leben in den Griff bekommen. Dafür zu arbeiten, wird dir guttun.«

»Wow, das ist eure Lösung? Anstatt mich einfach mal leben zu lassen, wollt ihr mir alles wegnehmen?« Ich hielt meine Eltern für durchaus faire Menschen, aber das hier ist neu.

»Wir nehmen dir nichts weg. Wir bringen dir etwas Wichtiges für dein Leben bei.« Vaters Blick ist undurchdringlich. Er hat seine Entscheidung getroffen und reißt mir damit den Boden unter den Füßen weg.

Hilfe suchend schaue ich zu Mutter. Sie sieht beinahe genauso verzweifelt aus wie ich. »Das kannst du nicht wollen«, wende ich mich an sie, denn niemand außer ihr wird ihn umstimmen können.

»Natürlich will ich das nicht.« Ihre Worte klingen sehr vorsichtig und mit Bedacht gewählt. »Was ich *will*, ist, dass du endlich mit deinem Leben zurechtkommst, Benjamin. Niemand sagt etwas

dagegen, wenn du ausgehst, aber du tust es mit solch einer selbstzerstörerischen Intensität, dass ich ... dass *wir* uns wirklich Sorgen darum machen, wohin das führt.«

Ich glaube ihr, auch wenn ich es – wie so oft – etwas überzogen finde. Hinter all der Wut und Verzweiflung steckt meine liebende Mutter, die glaubt, dass ich auf einen Abgrund zurase. Sie und Vater kommen aus einer Welt, aus einer Zeit, in der man das Leben anders genossen hat. In der die Außenwirkung eine noch viel wichtigere Rolle spielte und vieles – in deutlich größerem Ausmaß – hinter verschlossenen Türen stattgefunden hat.

»Vielleicht ... vielleicht solltest du endlich jemanden finden, der dich erdet. Eine hübsche, intelligente Frau, für die du bereit bist, sesshaft zu werden.«

Dieses Mal kann Warren sein Lachen nicht unterdrücken. Ich dagegen schließe nur die Augen, um mich zu sammeln.

»Ich brauche keine Freundin«, presse ich hervor. Wie so oft landen wir beim gleichen leidigen Thema. Seit Warren ganz besessen von Josie ist und ihretwegen sogar enthaltsam lebt, ist es Mutters großer Lebenstraum, dass ich mich ebenfalls in einen verliebten Schoßhund verwandle.

»Hättest du eine Frau an deiner Seite, die dir Halt und Struktur gibt, dann würdest du nicht unser ganzes Zuhause verwüsten.«

Ich massiere mir die Schläfen. Dieses Gespräch hatten wir fast noch öfter als das über Verhütung, und ich kann nicht sagen, welche Unterhaltung ich unangenehmer finde. »Wenn ich eine Babysitterin will, dann engagiere ich eine.«

»Die Idee deiner Mutter ist gar nicht so schlecht«, mischt Vater sich wieder ein. Die strenge Mimik ist einem heiteren Ausdruck gewichen, was mich erst recht vorsichtig werden lässt. »Wir könnten natürlich auch verlangen, dass du einfach ein paar Gänge zurückschaltest, aber eine Partnerin würde dir tatsächlich nicht schaden. Bevor eure Mutter und ich uns kennenlernten, war ich dir sehr ähnlich, Ben. Nur mit ihrer Hilfe bin ich zu dem Mann geworden, der heute vor euch steht.« *Wie ermutigend.* »Ich mache dir ein Angebot.

Du suchst dir eine nette, bodenständige Freundin, die unseren Erwartungen gerecht wird, und ich sperre dir nicht, wie Warren es so schön ausgedrückt hat, die Konten.«

Mutter strahlt über das ganze Gesicht. »Oh, ich kenne da ein sehr entzückendes Mädchen.«

»Nein, Halt.« Abwehrend hebe ich die Hände. »Ich will weder das eine noch das andere.«

»Und wir wollen nach einem Kurzurlaub nicht nach Hause kommen und den Großteil unserer Einrichtung zerstört im Garten vorfinden.« Vater ringt offenbar damit, freundlich und gleichzeitig bestimmt zu bleiben. »Nach alldem kannst du froh sein, überhaupt eine Wahl zu haben.«

Gerade als ich ihnen klarmachen will, dass die Wahl zwischen Pest und Cholera keine echte Entscheidungsfreiheit darstellt, legt sich von hinten Warrens schwerer Arm um meine Schultern.

»Wir finden ihm eine Freundin.«

»Aber –« Seine Finger bohren sich in meine Schultern, und ich verstehe. Ich soll einfach den Mund halten. In dieser festgefahrenen Situation ist das wohl die beste Idee.

»Diesen Sommer wirst du deine Traumfrau kennenlernen«, verspricht Mutter mir entschlossen. Sie wirkt auf einmal so aufgeregt, dass es mir sehr schwerfallen wird, ihr das Herz zu brechen. »Ich kenne ganz viele reizende junge Damen, die sich darüber freuen würden, dich zu treffen. Die Einladungen für die Gartenparty nächstes Wochenende sind zwar schon verschickt, aber ich kann ein paar Anrufe tätigen und meine Freundinnen darum bitten, ihre Töchter mitzubringen.«

»Das klingt sehr gut«, stimmt Warren ihr zu.

Das klingt ganz furchtbar. Ich kenne Mutters Freundinnen – alles irgendwelche Frauen, die Earls und Dukes und Barone geheiratet oder den Titel selbst in die Familie gebracht haben. Sie sind stocksteife, klatschversessene Ladys in maßgeschneiderten Pastellkleidern und High Heels, die selbst heutzutage noch wenig anderen Lebenssinn verspüren, als ihre Töchter standesgemäß zu verheiraten.

Wir Ashfords sind eine extrem angesehene Familie, daher war die Trauer groß, als Warren als heranwachsender Teenager in einem durchaus fragwürdigen Geschäftsdeal Josie versprochen wurde, einer Amerikanerin mit italienischen Wurzeln. Nicht, dass die beiden keine Wahl hätten – sie könnten die Vereinbarung jederzeit aufkündigen. Aber neben dem Umstand, dass der Bruch des Deals äußerst unangenehme wirtschaftliche Folgen hätte, vertrauen unsere und ihre Familie darauf, dass mein Bruder und Josie zu absoluten *Parent Pleasern* erzogen wurden. Beide werfen sich eher vor einen Zug, als ihre Eltern zu enttäuschen, weswegen Warren sich nie die Such-dir-eine-Freundin-Rede von Mutter anhören musste.

Glückspilz. Auch wenn seine Zukunft theoretisch beschlossene Sache ist, muss er wenigstens nicht irgendwelche schrecklichen Verknüpfungsversuche über sich ergehen lassen. Er wird irgendwann Josie heiraten, sich andauernd mit ihr streiten und dann zur Versöhnung mit ihr vögeln – und nichts könnte ihn glücklicher stimmen.

Wir verabschieden uns von unseren Eltern, die vermutlich gleich jedes in der Nähe zur Verfügung stehende Unternehmen damit beauftragen, Amberley Hall in seinen Ursprungszustand zurückzusetzen. Ich werde derweil zusehen, dass ich mich vielleicht doch in meinem Zimmer einschließe, betend, dass das alles hier nur ein schlechter Scherz war, um mich für mein Verhalten zu bestrafen.

»Du hast Glück im Unglück«, flüstert Warren mir zu, während er mich aus dem Herrensalon hinausführt. »Fast hätte Vater dich enterbt.«

»Ich weiß gerade nicht, was ich schlimmer finde«, erwidere ich zähneknirschend. Da halte ich mich mein ganzes Leben von so was wie *Liebe* für eine Frau fern und dann das. »Mir eine Freundin finden zu müssen oder einen Job.«

»Heul nicht rum.« Warren klingt, als würde er sich herrlich auf meine Kosten amüsieren. »Such dir ein Mädchen, turtle ein wenig mit ihr herum, und dann beendet ihr das alles in ein paar Wochen wieder, sobald sich unsere Eltern beruhigt haben.«

Grundsätzlich ein guter Plan, aber er stößt mir sauer auf. Ich spiele nicht mit Frauen herum. Sie wissen von Anfang an, worauf sie sich bei mir einlassen – wir amüsieren uns miteinander und gehen dann getrennte Wege. Bei manchen kommt es zu einer Art Freundschaft plus, bei anderen zu nicht mehr als einem One-Night-Stand. Ich breche nicht ihre Herzen, und sie treten mir dafür nicht in die Eier. Jeder braucht moralische Grenzen, und das sind meine.

»Ich kann deine Bedenken förmlich hören«, fährt Warren fort, als wir im breiten Korridor stehen und in Richtung des Westflügels laufen, wo unsere Zimmer liegen. »Und ich habe dafür womöglich eine Lösung.«

Ich runzle die Stirn. Wir sind fast gleich groß, er ist eins fünfundneunzig, ich eins neunundachtzig. Müsste ich ernsthaft zu ihm aufschauen, würde das sein blödes Großer-Bruder-Ego nur noch mehr füttern. »Und wie sieht diese Lösung aus?«

»Lass dich überraschen.«

Großartig. Als hätte der Tag nicht schon genug Überraschungen für mich parat gehabt.

Kapitel 4

Natalie

Nach dem Date mit Gregory bin ich froh, am späten Nachmittag endlich wieder zurück am Campus der Everleigh zu sein – genauer gesagt in dem geräumigen Drei-Zimmer-Apartment, das ich zusammen mit meiner besten Freundin Josie bewohne. Nur dank ihrer Familie, die superreich und erleichtert darüber ist, dass ihre Tochter überhaupt eine Freundin hat, lebe ich hier praktisch komplett mietfrei. Unser mit allerhand angenehmem Schnickschnack ausgestattetes Reich liegt in einem dreistöckigen Komplex, der zwar ziemlich neu ist, aber wie alle Gebäude auf dem Gelände der Universität mit neugotischen Elementen an die alten Fassaden drum herum angepasst wurde.

Spitzbögen, Zinnen, hohe Türme.

In einem dieser besagten Türme ist unser Zuhause untergebracht, und obwohl ich anfangs Zweifel hatte, ob wir miteinander klarkommen würden – Josie kann etwas eigen sein, wenn es darum geht, neue Menschen in ihr Leben zu lassen –, klappt es doch erstaunlich gut. Ich bin meistens diejenige, die kocht, weil sie dazu neigt, alles anbrennen zu lassen, und zusammen halten wir, so gut es geht, Ordnung. Jede hat ihr eigenes Zimmer, in das sich die andere nicht einmischt. Wir teilen uns die geräumige, offene Wohnküche und genießen es, ganz oben zu wohnen. Von hier aus hat man den besten Ausblick: nicht nur auf den vorbeifließenden Fluss, der den Campus mit seinen zahlreichen Armen regelrecht zerstückelt, sondern auch auf die Universität selbst.

»Sir Lancelot«, rufe ich vom Sofa aus, und sofort höre ich vier Pfoten, die über das Holzparkett getrabbelt kommen. Wie ein orangefarbener Blitz schießt Lance die kleine Treppe herauf, die Josie extra für ihn hat anfertigen lassen, damit er bequemer auf unser Sofa kommt.

Ach ja – auch ihn teilen Josie und ich uns irgendwie. Sir Lancelot, ihren zweijährigen Corgi königlicher Abstammung. Aber ganz ehrlich, ich sehe ihn tagtäglich fressen. An ihm ist herzlich wenig royal, außer seiner Genetik vielleicht. Ansonsten benimmt er sich wie alle durchschnittlichen Vierbeiner, auch wenn sein Frauchen das gerne vehement bestreitet.

»Wer ist ein lieber kleiner Stinker?«, säusle ich verliebt, während er neben mir Platz nimmt und sehnsüchtig das Käsestück zwischen meinen Fingern anstarrt. Lance wird der einzige Kerl sein, der jemals mein Herz erobert, da bin ich mir sicher.

»Sir Lancelot stinkt nicht«, mischt sich Josie ein, die ihrem kurzbeinigen Hund auf den Fersen gefolgt ist und mit in die Hüften gestemmt Händen vor mir stehen bleibt. »Und du solltest ihm nicht so viele Leckereien geben. Am Ende liebt er dich mehr als mich, und dann wird es hässlich, sollte eine von uns jemals ausziehen.«

Ich grinse unschuldig und lasse das Stück Käse fallen. Sofort ist Lance zur Stelle und fängt es geräuschvoll schmatzend auf. »Okay, kein Käse mehr«, verspreche ich Josie, schaue dabei aber Lance tief in seine hungrigen braunen Augen und deute mit einem Schmollmund ein Kopfschütteln an.

Von wegen. Er weiß ganz genau, dass das niemals passieren wird.

»Ernsthaft, wenn das so weitergeht, wird er noch dick.«

»Das ist ein winziges Stück Käse«, halte ich dagegen und streichle Lance ein letztes Mal über den weichen Kopf, ehe er wieder die Treppe hinunterwackelt, um Josie Platz zu machen.

Sie verdreht die Augen, lächelt aber, ehe sie die nackten Füße mit den rot lackierten Zehennägeln auf den Rand des Glascouchtisches stützt und den Deckel ihres Joghurts abreißt.

Josie und ich lernten uns an unserem ersten Tag an der Everleigh kennen. Wir saßen bei der Eröffnungsrede des Dekans direkt neben-

einander. Als sie mir zuflüsterte, dass sie mein Oberteil – ein Shirt einer eher unbekannten Indie-Sängerin, deren Konzert ich im Sommer besucht hatte – richtig toll findet, war für mich sofort klar: Wir gehören zusammen. Wir ließen die Ansprache über uns ergehen und gingen danach für beinahe vier Stunden in das Dead Poets, eines von zwei Cafés hier am Campus. An diesem Nachmittag tranken wir zu viel Kaffee, aßen die größten Stücke vegane Erdbeersahnetorten, die ich jemals gesehen habe, und erzählten uns alles.

Wirklich *alles*.

Das tue ich sonst nie, denn auf die letzten zwei Jahre vor meinem Studienbeginn bin ich nicht besonders stolz, aber Josie war von Anfang an so ein ehrlicher, vorurteilsfreier Mensch, dass es mir leicht fiel, ihr von meinen Eltern und dem Chaos zu erzählen, das mein Dad hinterlassen hat.

Josie bedankte sich für meine Offenheit, indem sie ihr Leben wenigstens teilweise vor mir ausbreitete und mir damit einen Vertrauensvorschuss gab, den sie Fremden gegenüber fast nie gewährt. Ihre Geschichte begann mit einem kleinen Mädchen, das zu einer adeligen Familie nach England geschickt wurde, um dort mit zwei Jungs aufzuwachsen, von denen einer wie ein Bruder für sie sein sollte, während sie sich Hals über Kopf in den anderen verliebte. Weiter ging es mit einem ominösen Geschäftsdeal zwischen ihrer und der besagten adeligen Familie, gefolgt von einem gebrochenen Herzen, über das ich kaum etwas weiß, und einem wunderschönen, unglaublich teuren Diamantring, an dem sie herumspielt, wenn sie in Gedanken ist.

»Jetzt erzähl mal«, fordert sie mich auf, während sie den Löffel in den Erdbeerjoghurt steckt und ihn verrührt. »Wie lief es mit Gregory? Hat er seine alte Flamme zurückbekommen?«

Ich verziehe den Mund und setze mich seitlich in den Schneidersitz, um sie besser ansehen zu können.

»Nach dem Date war er noch immer Single, aber so angesäuert, wie diese Maddy wirkte, als wir gingen, wird sie den aktuellen Anwärter für den Posten des superreichen Freundes relativ schnell abschießen.«

Josie schüttelt den Kopf. Ein paar der langen, gewellten Haarsträhnen, die sie locker am Hinterkopf zusammengebunden hat, lösen sich und rahmen ihr Gesicht ein. Sie könnte einen Kleidersack tragen und wäre trotzdem eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe – und meine Mutter war mal eine Starballerina an der Pariser Oper. Ich bin von Geburt an einer Menge hübscher Mädchen begegnet, aber Josie ist einfach eine Klasse für sich. Man sieht ihr die italienischen Wurzeln sofort an – die gebräunte, leicht olivfarbene Haut, das dunkle, dicke Haar, die grünbraunen Augen und diese natürliche Eleganz, die sie eindeutig von ihrer Mutter geerbt hat.

»Ich verstehe solche Pärchen nicht«, sagt sie und unterbricht nur kurz, um sich den Löffel mit Joghurt in den Mund zu schieben. »Ich meine, als junge, emanzipierte Frau sollte doch mein Lebenssinn nicht darin bestehen, möglichst früh einen Kerl zu finden, der mein Leben finanziert.«

»Das sagst du nur, weil du deinen *Traummann* schon gefunden hast.«

Sie stößt ein empörtes Lachen aus und verschluckt sich prompt an ihrem Joghurt. Ich klopfe ihr ein paarmal auf den Rücken und hätte über den Hustenanfall fast das Läuten an unserer Haustür überhört. Glücklicherweise haben wir Sir Lancelot, der sofort schlitternd im Eingangsbereich ankommt und lautstark seine Empörung über die Störung kundtut.

Josie räuspert sich und springt auf, den Joghurtbecher noch in der Hand haltend. »Irgendwann kriegt er noch einen Herzinfarkt vor Aufregung.«

»Du hättest ihm das im Welpenalter abtrainieren müssen«, rufe ich ihr hinterher und drehe mich auf dem Sofa Richtung Tür, die sich nur wenige Schritte entfernt von unserer Küche befindet.

»Das war nicht meine Schuld. Mum hat ihn im ersten Jahr verwöhnt, genau wie du jetzt«, verteidigt sich Josie und schiebt Lance, der inzwischen wartend auf seinem flauschigen Hintern sitzt, sanft mit dem Bein zur Seite.

Josie schaut durch den Spion – etwas, was ihr Dad ihr eingebläut hat – und stößt einen genervten Laut aus. Noch ehe ich fragen kann, was los ist, öffnet sie die Tür.

»Was willst du?«

Ich neige den Kopf, um an ihr vorbeizuschauen. Zwei Typen stehen vor ihr. Der eine wird, aus meinem Blickwinkel, größtenteils von Josies Körper verdeckt. Den anderen erkenne ich sofort – Warren Ashford. Oder besser gesagt, *Lord* Warren Ashford, Erstgeborener von Richard Ashford, dem Duke of Amberly. Jeder, der die Everleigh besucht, ist mit dieser Familie bekannt. Sei es, weil man auf einer der Partys der Eltern oder der Söhne war oder weil man zur Stammleserschaft der Royal Rumors gehört, die mit einer beeindruckenden Leidenschaft über das Treiben dieser Leute berichtet.

Zudem sind die Ashfords jene adelige Familie, bei der Josie aufgewachsen ist. Ich weiß nicht allzu viel über sie, aber ich müsste schon blind sein, um Warren nicht zu erkennen, wenn ich ihn sehe.

»Ich freue mich über deine warmherzige Begrüßung.« Warren, der in seinen schwarzen Anzughosen und dem weißen Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln aussieht wie ein männliches Katalogmodell mit einem ausgeprägten Resting Bitch Face, kann gerade noch sein perfektes Lächeln aufsetzen, ehe Josie ihm kommentarlos die Tür vor der Nase zuknallt. Der Lärm, der dabei entsteht, lässt nicht nur Lance, sondern auch mich zusammenzucken.

»Wow«, stoße ich hervor und beobachte, wie Josie zurück zum Sofa kommt und ungeniert ihren Joghurt weiterisst. »Wofür war das?«

»Dafür, dass er existiert und tagtäglich meine Nerven strapaziert.«

Ich nicke verständnisvoll und schaue auf den Diamantring, den sie an der linken Hand trägt. Kann ich nachvollziehen. Sie müsste den Ring nicht tragen, tut es aber dennoch. Angeblich, weil sie ihn hübsch findet und es schade wäre, ihn im Schmuckkasten versauern zu lassen. Das Versprechen, das damit verbunden wurde, verdrängt sie geflissentlich. Ich denke ja, dass mehr dahintersteckt, angesichts dessen, dass nur Warren Ashford es bisher geschafft hat, Josie rote

Wangen zu bescheren. Meist aus Wut, wie sie behauptet, aber ich habe dazu eine andere Theorie.

Warren gibt sich nicht so schnell geschlagen und klingelt erneut, was Josie keine weitere Reaktion abverlangt. Lediglich Lance, der völlig verwirrt von dem zu sein scheint, was hier gerade geschieht, schlägt wieder Alarm und hört auch dann nicht auf, als Warren ein drittes und viertes Mal klingelt.

»Willst du nicht ...?«, frage ich und deute mit dem Zeigefinger zur Tür.

»Dieser Arsch muss sich für nichts im Leben jemals anstrengen. Wenigstens einmal kann er warten, bevor er bekommt, was er will.«

Sie leert den Becher und steht wieder auf, um ihn wegzuschmeißen. Normalerweise lässt sie die Dinger irgendwo rumstehen, aber weil sie gerade sehr viel Freude daran hat, Warren hinzuhalten, nimmt sie sich die Zeit, ihren Abfall fachgerecht zu entsorgen und sogar den Löffel abzuspülen, ehe sie ihn in die Spülmaschine steckt.

Bevor sie die Hand erneut an die Türklinke legt, hält sie kurz inne, atmet tief durch, schiebt sich eine Strähne aus dem Gesicht und strafft ihre Schultern. Schwer zu sagen, ob sie sich für einen Kampf wappnet oder ... nein, eigentlich ist es doch gar nicht so schwer. Wenn Warren auftaucht, stehen alle Zeichen bei ihr auf Konfrontation. So viel habe ich von den wenigen Malen, in denen ich die beiden zusammen erlebt habe, bereits mitbekommen.

»Josie«, beginnt er, als sie ihm erneut öffnet. Sein Blick gleitet von ihrem Gesicht über ihren Körper und wieder zurück. In seinen hellen Augen liegt ein Funkeln, das ich nur als Leidenschaft bezeichnen kann. Er steht so dermaßen auf sie, man müsste blind sein, um es nicht zu bemerken. »Sosehr ich unsere ewig anhaltenden Vorspiele liebe, wir –«

Sie ist drauf und dran, die Tür erneut vor seiner Nase zuzuschlagen, doch dieses Mal ist seine Hand schneller. Er drückt dagegen und hält sie davon ab, ihn wieder warten zu lassen. Die beiden starren einander länger an, als es nötig wäre, und Josies Brustkorb hebt sich sichtbar, so tief atmet sie ein und wieder aus. Es ist, als ringe sie

um Fassung, und vielleicht interpretiere ich da zu viel hinein, aber entweder läuft das gleich darauf hinaus, dass sie einander anspringen, oder Josie geht hoch wie eine Bombe, weil Warren ihr den erneuten Abgang ruiniert hat.

Möglicherweise ist es eine Mischung aus beidem, und egal wie, ich will nicht dabei sein und mir das antun müssen.

»Wir«, fährt er ungehindert fort, »müssen mit deiner Mitbewohnerin sprechen.«

Und wie auf Kommando sieht nicht nur Josie zu mir, sondern auch Warren – und, wie ich jetzt erkenne, dessen Bruder Benjamin.